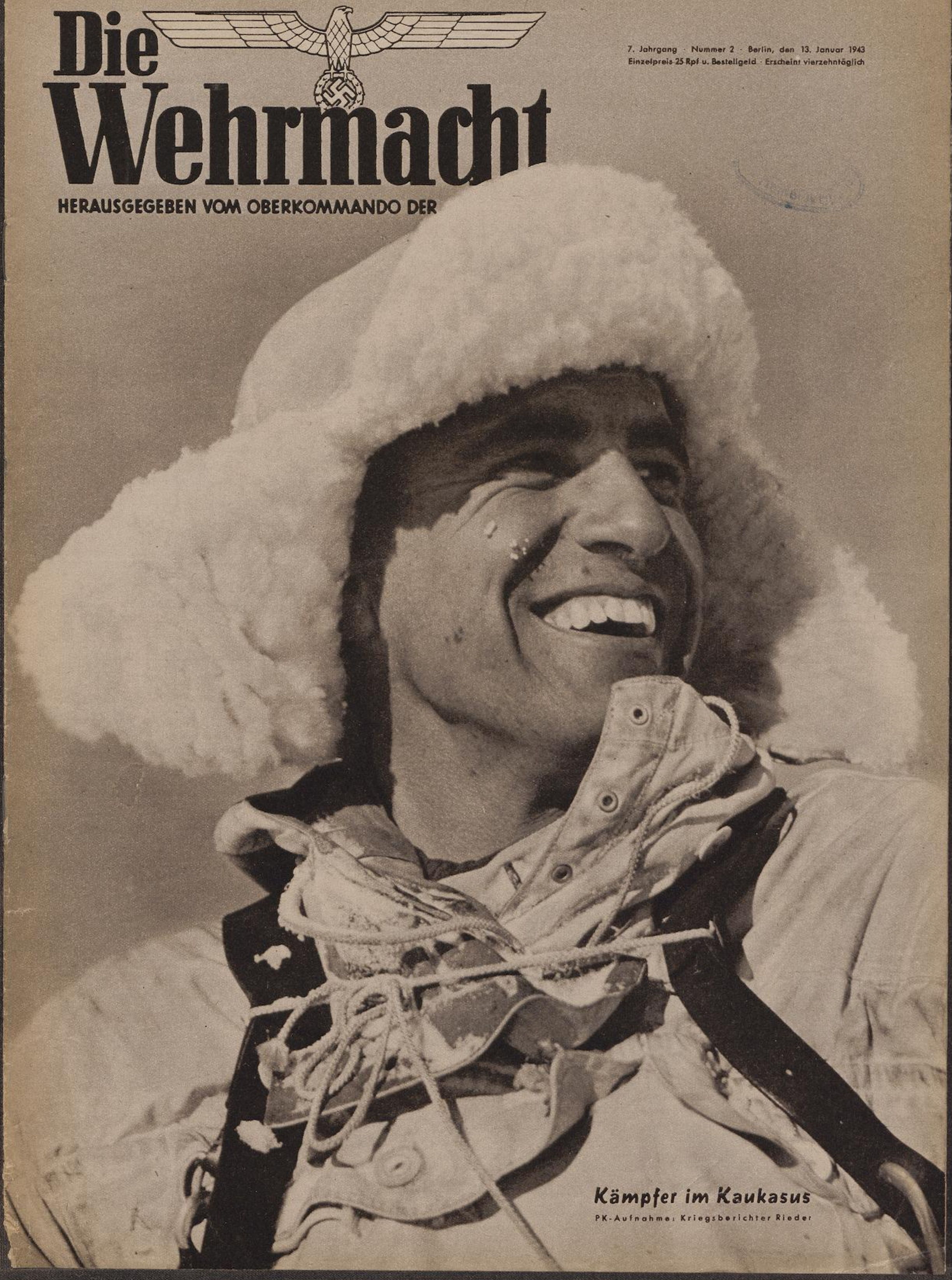
Abdenn. Lesehalle 4

Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DER

7. Jahrgang · Nummer 2 · Berlin, den 13. Januar 1943
Einzelpreis 25 Rpf u. Bestellgeld · Erscheint vierzehntäglich



Kämpfer im Kaukasus

PK-Aufnahme: Kriegsberichter Rieder

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0010

gefördert durch
Baden-Württemberg

In der Einsamkeit der letzten Höhen, umstanden von den vergletscherten Gipfeln der kaukasischen Berge, liegen in 2000 Meter Höhe die Blockhütten eines Stützpunktes deutscher Gebirgsjäger

Im Firn des Kaukasus

STÜTZPUNKT IN 2000 m HÖHE

Dort, wo die Einsamkeit der Berge beginnt, wo die vergletscherten und vereisten Gipfel des Kaukasus gegen den durchsichtigen Himmel ragen, liegen im tiefen Schnee vergraben die Stützpunkte der „Hauptkampflinie Kaukasus" der deutschen Gebirgsjäger. In mühseliger Arbeit werden diese Stützpunkte auf immer wieder neu verschneiten Gebirgspfaden mit Nachschub versorgt. Ganz auf sich allein gestellt, überwachen Ski-Spähtrupps die weißen schweigenden Hänge, über die die Sowjets gegen die deutschen Linien vorfühlen. Der Kampf um die Pässe war bereits im Herbst zugunsten der Gebirgsjäger entschieden worden, bis das Eis des Winters die Kampftätigkeit beider Seiten lähmte.

Von einem tieferliegenden Talstützpunkt aus wird Stück um Stück des Nachschubs an Verpflegung, Munition, Brennholz usw. auf zweirädrigen Karreten zu den zwischen den Felsen liegenden Stellungen hinaufgeschafft

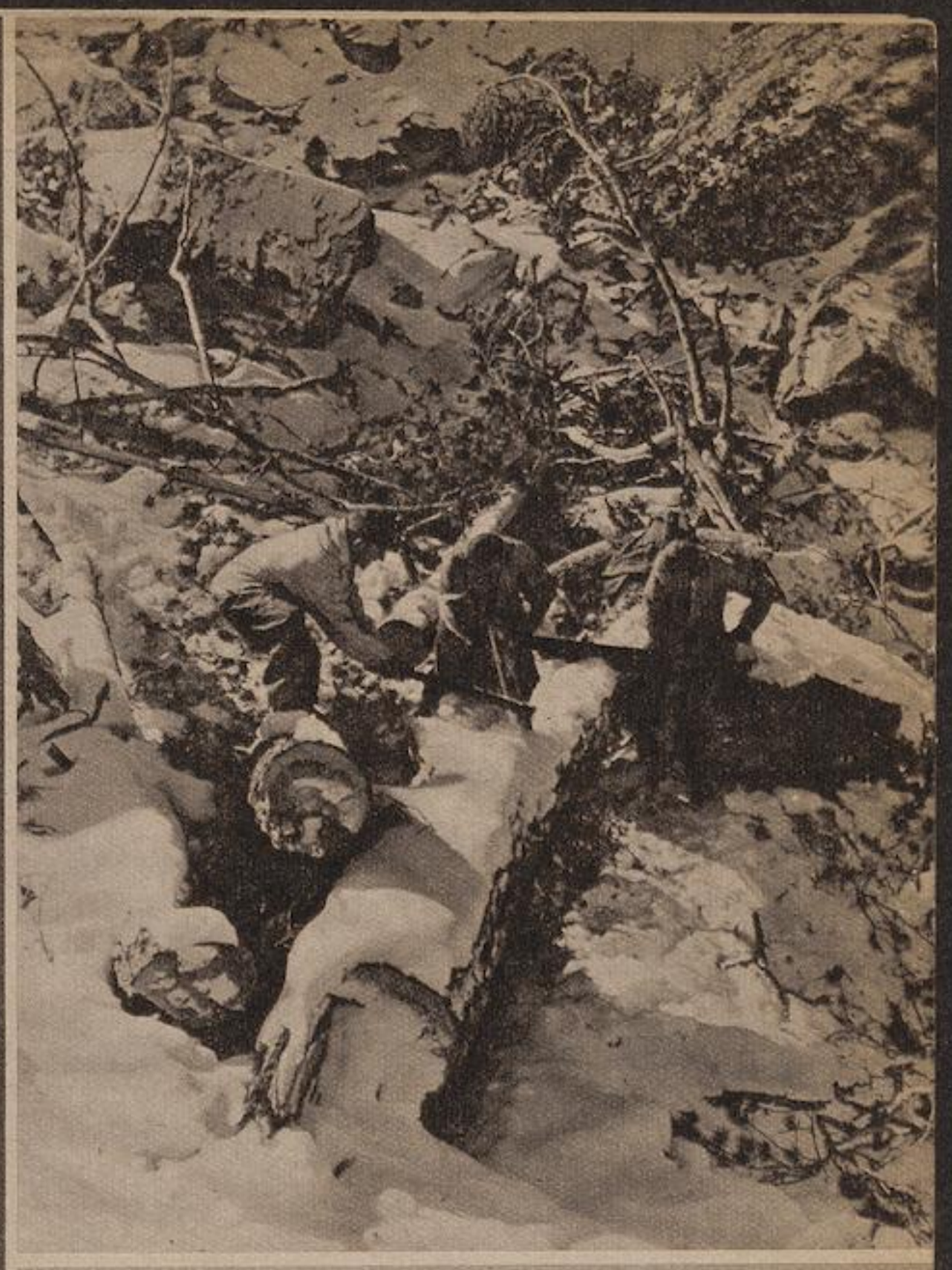
Rechts: In Schnee und Eis vergraben liegt, gut getarnt, ein in den Fels hineingesprengter vorgeschobener Bunker. Nur die vor der Tür stehenden „Bretter" verraten, daß seine Insassen zu Hause sind. — Bald wird die hochsteigende Nebelwand die gegenüberliegenden Gipfel und die Hochfläche undurchdringlich einhüllen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

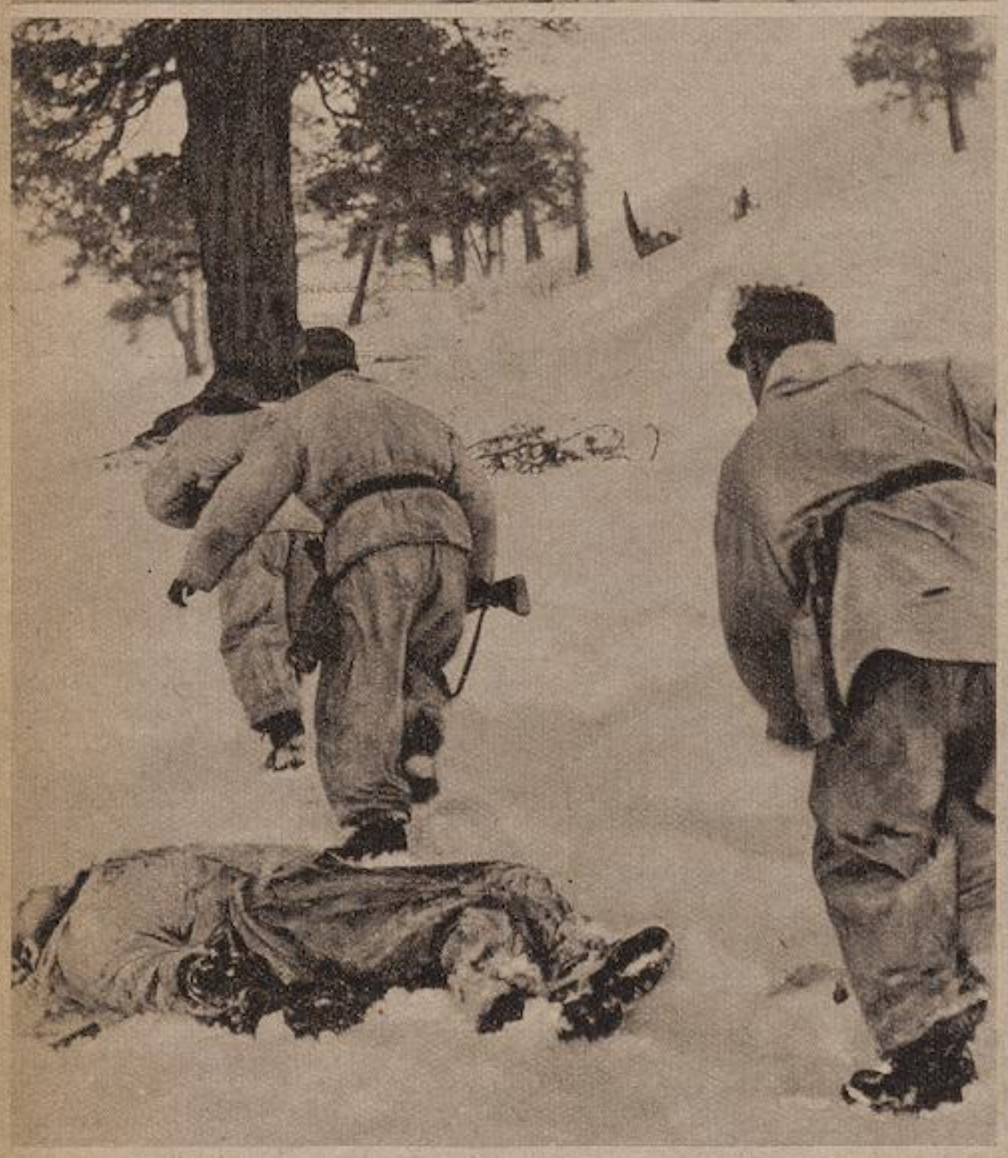
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0011

gefördert durch
Baden-Württemberg

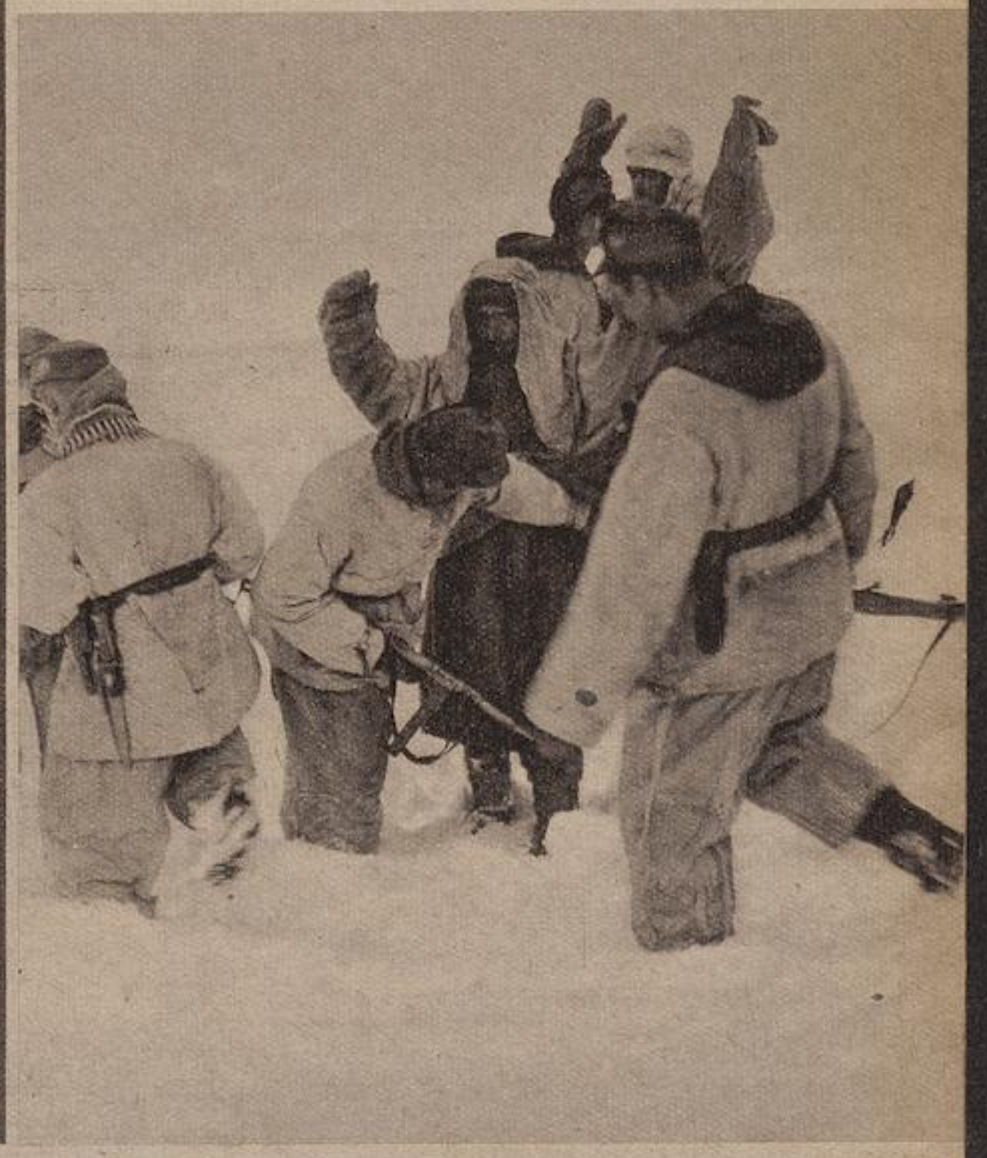
Links: Zwischen den schweigenden weißen Eiswänden lauert ständig die sowjetische Gefahr. Dauernd überwachen Spähtrupps das weite Gebiet des Stützpunktes, um vorfühlende Sowjets abzuweisen. Dann zerreißen die Peitschenschläge der Karabiner und das Knattern der Maschinengewehre die ewige Stille der Berge



Eine Felsschlucht haben die Sowjets durch eine verminte Baumsperre unpassierbar gemacht. Nachdem die Minen entfernt sind, gehen die Gebirgsjäger mit Beil und Säge daran, das Hindernis zu beseitigen



Links: Ein sowjetischer Stoßtrupp ist von den Gebirgsjägern in einer Talmulde gestellt und geworfen worden. Ein Bolschewik hat bereits sein Leben lassen müssen, die übrigen versuchen zu fliehen, aber . . .



. . . die Gebirgsjäger waren schneller als die Flüchtenden. Was nicht den Geschossen zum Opfer fiel, gerät in deutsche Gefangenschaft. Bevor die Sowjets abgeführt werden, müssen sie sich einer gründlichen Untersuchung nach verborgenen Waffen unterziehen

PK-Aufnahmen:
Kriegsberichter Rieder
(Wehrbilderdienst)

Auf dem Rückmarsch begegnen die Gebirgsjäger einer Gruppe von Karatschaiern, die das von den Sowjets verschleppte Vieh talwärts treiben, um es wieder den ehemaligen rechtmäßigen Besitzern zuzuführen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0012

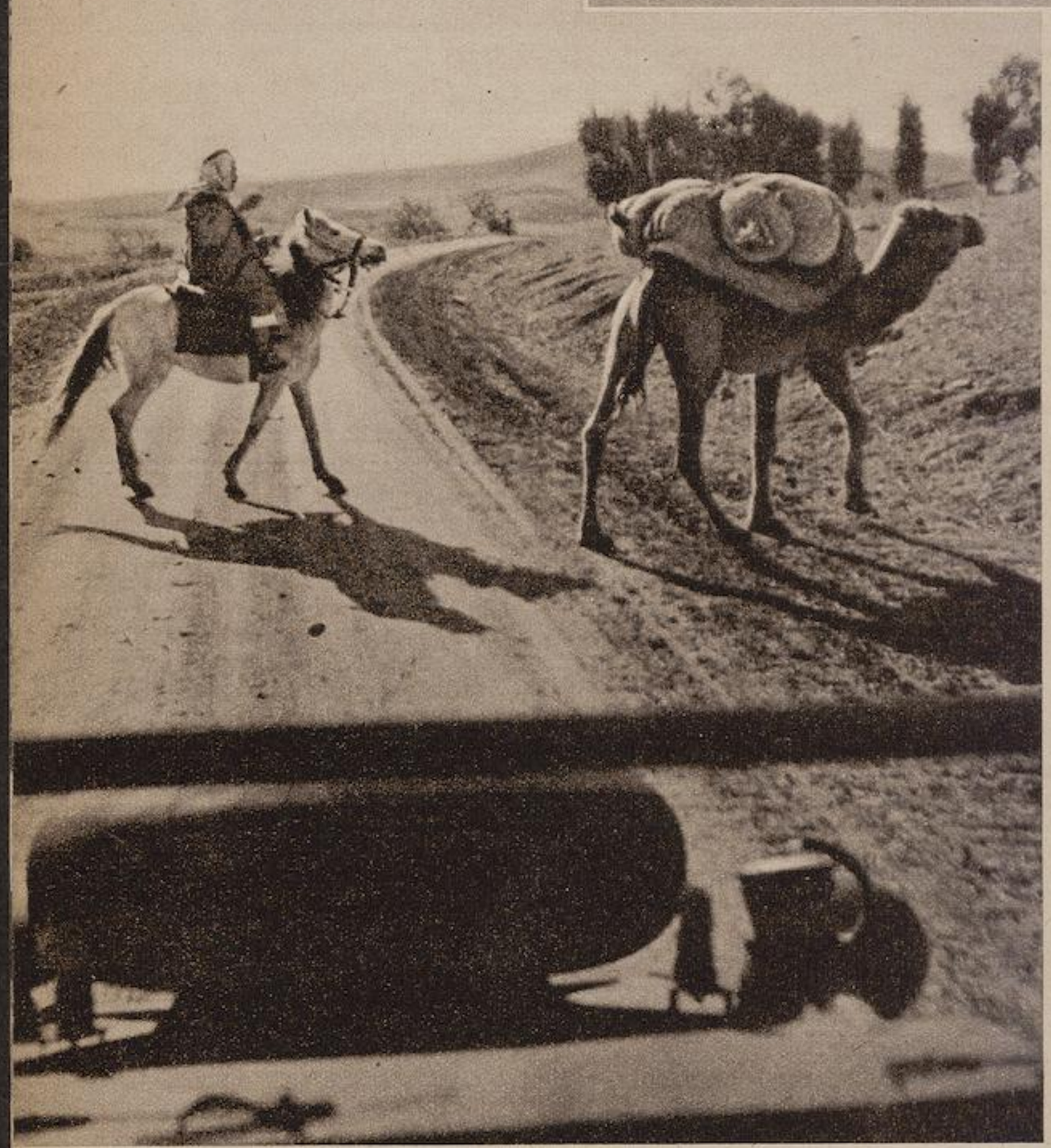
gefördert durch
Baden-Württemberg

Tunesisches Kaleidoskop

Schnappschüsse zwischen den Kampfhandlungen

Von Kriegsberichter Gert Habedanck

Deutsche Panzer durchfahren eines der alten Festungstore von Biserta. Die kleine Stadt, im Mittelalter ein berüchtigtes Seeräubernest, wurde von den Franzosen infolge ihrer beherrschenden Lage am Kanal von Sizilien schon im vorigen Jahrhundert zu einer Seefestung ersten Ranges ausgebaut



Der Kampf in Tunesien geht meistens um wichtige Höhenstellungen, von denen aus die wenigen Durchgangsstraßen einzusehen und zu beherrschen sind. Der Boden ist hart und steinig, das Eingraben ohne Spitzhacke daher ein schweres Stück Arbeit. — Unten: In der Kolonie Tunis wohnt nur eine geringe Zahl von Europäern. Die Eingeborenen sind hier, im Gegensatz zu den ägyptischen Fellachen, entweder reine Araber und Abkömmlinge der aus Spanien vertriebenen Mauren oder Nachkommen der berberischen Urbevölkerung

Die in den Bergen lebenden Stämme ernähren sich hauptsächlich von der Viehzucht, während die Eingeborenen in den Tälern Handel treiben oder auf den großen Getreidefarmen als Landarbeiter leben. Das Kamel schleppt die Lasten mit Gemüse, Obst, Getreide und Fleisch zum Markt in die Stadt. Als Reittier dient hauptsächlich das kleine, aber unverwüstliche Vollblutpferd. — Links: Ein Gefechtsstand in der Ebene von Biserta. Hier dehnen sich weite Olivenhaine. Der Ertrag aus dem Olivenanbau gehört zu den sichersten Einkünften der tunesischen Landwirtschaft

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0013

gefördert durch
Baden-Württemberg

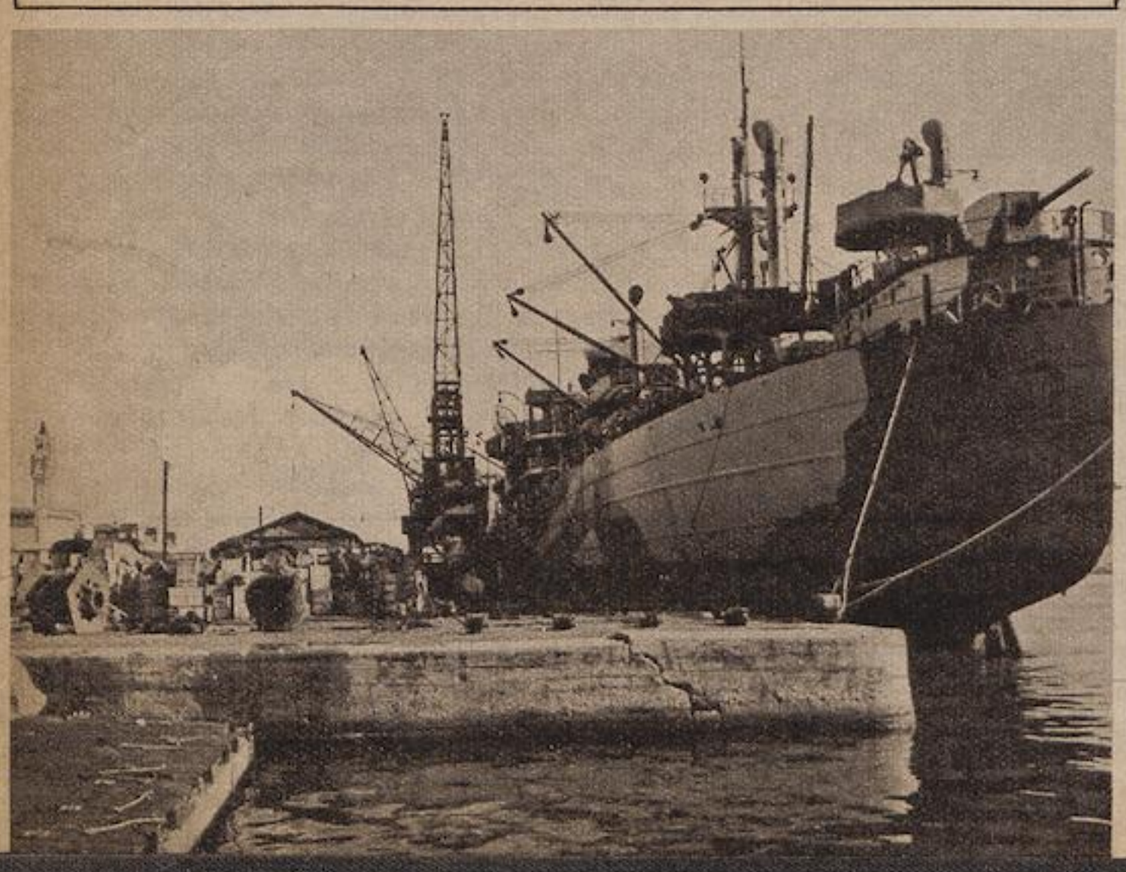
Die Brücke nach Biserta

Nachschub für die Front in Tunis

Von Kriegsberichter Dr. Hans Feitl

Auf einem italienischen Feldflughafen sind in langer Reihe die bewährten Transportmaschinen vom Muster Ju 52 zur Empfangnahme des Nachschubs für die tunesische Front aufgestellt. Menschen und Material werden von ihnen in kürzester Flugzeit über die 150 km breite Straße von Sizilien nach Nordafrika hinübergetragen. Sie bilden die unsichtbare Brücke zwischen den rückwärtigen Diensten und der kämpfenden Front. — Rechts: Nach dem Start sammeln sich die Ju 52, bis der geschlossene Verband „Richtung Nordafrika" einschlägt. Sobald die Küste hinter ihnen versunken ist, suchen die Heckschützen den klarblauen Himmel unermüdlich nach feindlichen Flugzeugen ab.

Unbeschadet feindlicher Fliegerangriffe hat der Transportverband den Bestimmungsort erreicht, umkreist das Rollfeld, bis Maschine um Maschine zur Landung ansetzt. — Wie bereits mehrmals gemeldet, haben die schwerfälligen Transportmaschinen erfolgreich die Angriffe schneller feindlicher Jäger abgewiesen, wobei mehrere englische und amerikanische Flugzeuge durch die Heckschützen der Ju 52 abgeschossen wurden



Links: Eine zweite Brücke, das Meer, verbindet Sizilien mit Nordafrika. Hier fahren Geleitzüge zu den nordafrikanischen Häfen. Der große „Kasten" ist bereits entladen. Wenige Stunden später wird das Schiff den Rückmarsch antreten, um neues Material zu holen

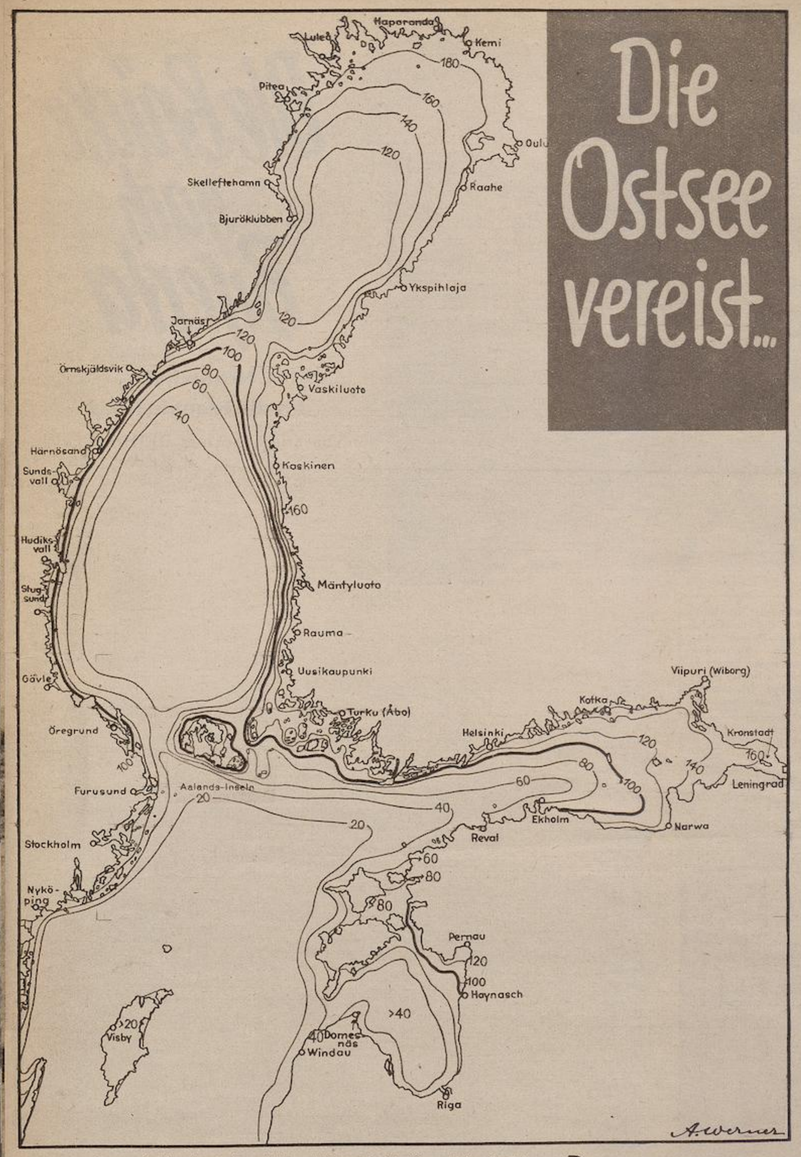
Rechts: Auf zahlreichen Lastkraftwagen wird unter tätiger Mithilfe der arabischen Bevölkerung das Nachschubgut verladen und rollt dann in schneller Fahrt zur Front. So wird Tag um Tag die Schlagkraft der deutsch-italienischen Front in Tunesien verstärkt

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0014

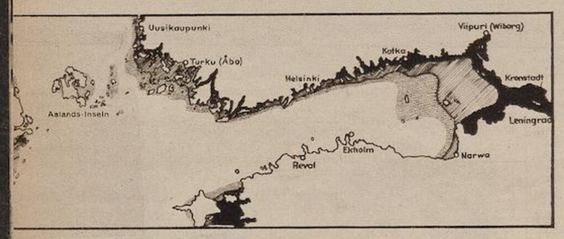
gefördert durch
Baden-Württemberg

Die Ostsee vereist...



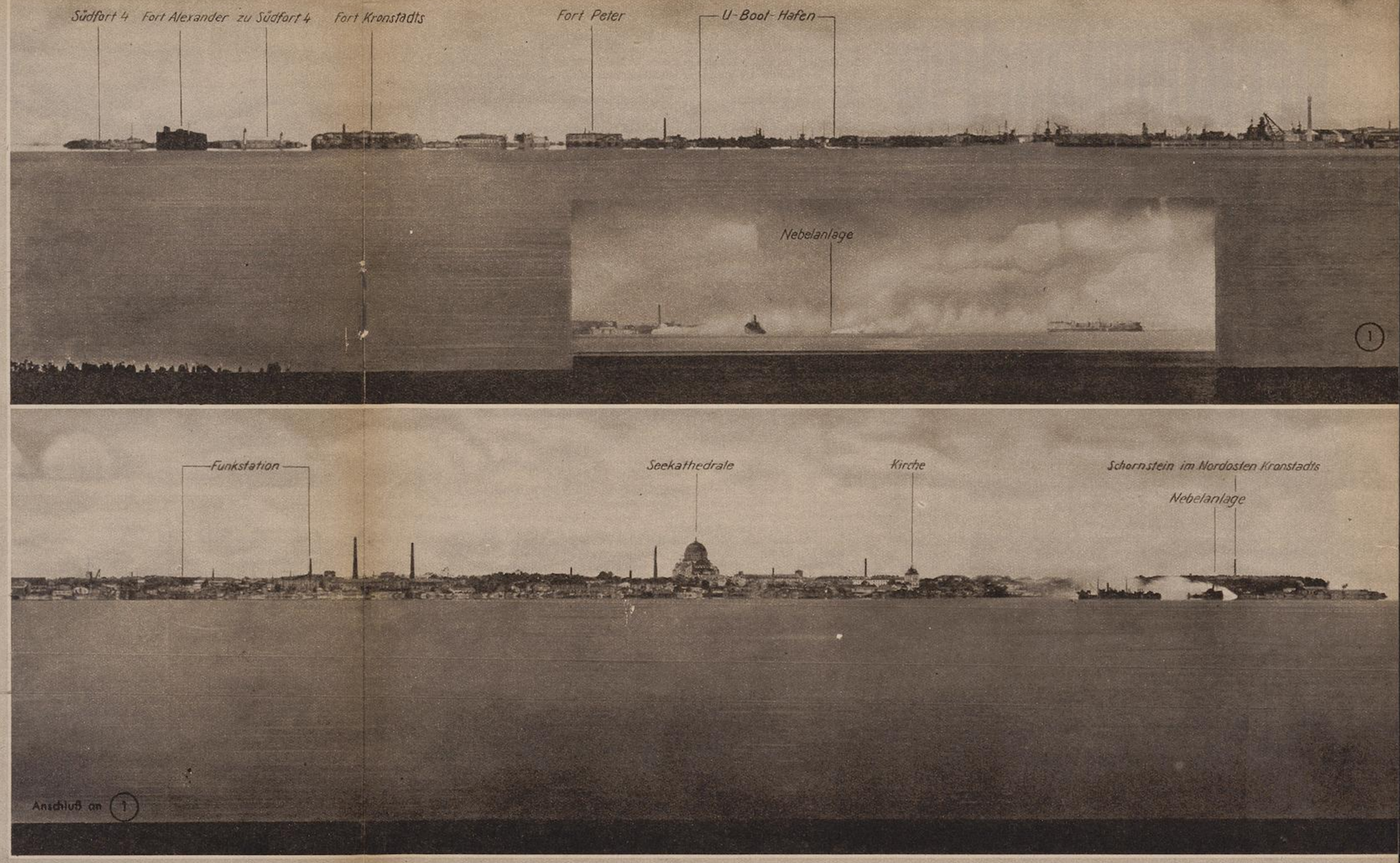
Dauer der Vereisung in „mäßigen Wintern". Die Kronstädter Bucht ist im Durchschnitt hundertsechzig Tage vereist, während die Bucht von Reval nur vierzig Tage vereist ist

Zeichnungen: A. Werner



← Ausbreitung der Vereisung Anfang Januar in drei Wintertypen: „milder", darüber hinaus „mäßiger" und „strenger Winter"

Die gleiche Darstellung für den Anfang April. Der ganze Finnische Meerbusen ist vereist, auch in „mäßigen Wintern" bis dicht östlich Eckholm. „milder", darüber hinaus „mäßiger" und „strenger Winter"



Anschluß an (1)

Kronstadt - der Sperriegel Leningrads

Der Winter im östlichen Teil der Ostsee, im Finnischen Meerbusen und seinen Küstenländern, ist gekennzeichnet durch niedrige Temperaturen. Schon frühzeitig beginnt die Vereisung des Meeres. Unsere Karten, die nach den Erfahrungen eines Jahrzehnts gezeichnet sind, lassen verschiedene Phasen der Vereisung erkennen. Aus der obenstehenden Karte ist zu entnehmen, wie lange in mäßigen Wintern die Vereisung anhält. Dabei ist genau abzulesen, daß bei fortschreitender östlicher Richtung die Vereisungsdauer z. B. in der Kronstädter Bucht bis zu 160 Tagen anhält, während sie an den Küstenstrichen Revals nur den vierten Teil beträgt. Die nachfolgenden beiden Karten machen die Ausbreitung der Festeisdecke für die Monate Januar und April sichtbar, wobei die Ausbreitung der Eisdecke für die verschiedenen klimatischen Typen „milder", „mäßiger" und „strenger Winter" eingezeichnet wurde. Für die Vereisung selbst wird unterschieden zwischen der Festeisdecke und dem Schollen- oder Treibeis. An die Festeisdecke schließt sich nämlich das Gebiet der lockeren Vereisung. Da während der hauptsächlichsten Kälteperiode im Finnischen Meerbusen der Wind vorwiegend aus dem Osten weht, wird das Eis unter seiner Wirkung oft von den Ufern oder der Festeisdecke abgelöst und westwärts getrieben. Die schärenreichen Gebiete der Nordküste des Finnischen Meerbusens, sowie die stark zergliederte Küste überhaupt, begünstigen die Eisbildung naturgemäß sehr. Die Folge davon ist, daß schon im November die Eisansätze in der Kronstädter Bucht und an der anschließenden Küste beginnen. Im März ist zumeist die größte Fläche des ganzen Finnischen Meerbusens vereist. In „mäßigen Wintern" reicht dann im April die Vereisung westwärts von den Aalands-Inseln bis nördlich Eckholm und schließt somit das gesamte nördliche und westliche Schärengebiet Finnlands, die ganze Nordhälfte des Meerbusens und die südliche Küste von der Kronstädter Bucht bis gegen Eckholm ein. Die mittlere Temperatur in Südkarelien (Küstenstrich um Wiborg) liegt dann um 10 Grad unter Null, entspricht also der gleichzeitigen Temperatur von Wladiwostok. Soweit es die Dicke der Eisschicht zuläßt, kann die Festeisdecke durch Eisbrecher gesprengt und Fahrtrinnen für die Versorgungsschiffahrt offengehalten werden, so daß selbst in diesem stark vereisten Gebiet die Schiffahrt für einige Wintermonate notdürftig aufrechterhalten werden kann. Die Regel ist allerdings, daß die Schiffahrt in den Monaten Februar, März und in der ersten Aprilhälfte in einem Großteil dieses Gebietes stilliegt. In dem Gebiet um Reval kann im Gegensatz dazu die Schiffahrt das ganze Jahr hindurch aufrechterhalten werden. Je nach der Härte des Winters endigt die Vereisung restlos in der Zeit zwischen Mitte April bis Mitte Mai. Von dieser Zeit an ist die See auch nach strengsten Wintern eisfrei. In dem abgelaufenen Jahrzehnt waren Kronstadt und Leningrad im ungünstigsten Falle („sehr strengen Wintern") von Ende Dezember bis Ende Mai für die Schiffahrt geschlossen und im günstigsten Falle („milden Wintern") dagegen nur von Ende Februar bis Ende April.

Bkt.

Zu den in Nr. 1 erschienenen Panoramaaufnahmen von Leningrad veröffentlicht die „Wehrmacht" ergänzend Aufnahmen gleicher Art von der sowjetischen Inselfestung Kronstadt, wie sie sich heute den auf dem Festland stehenden deutschen Soldaten darbietet.

Als natürlicher Sperriegel legt sich die Insel Kotlin vor das 50 Kilometer weiter entfernte Leningrad. Peter der Große nahm den Schweden im Jahre 1703 die Insel ab und gründete auf ihr die zu einer starken Festung ausgebaute Stadt Kronstadt. Die über 30 000 Einwohner zählende Festung zerfällt in zwei Städte, in die Verwaltungs- und in die Admiralitätsstadt. Sie wurde der wichtigste Marinestützpunkt der Sowjetunion überhaupt.

Die Admiralitätsstadt wurde von Katharina II. gegründet; ihre Kasernen, Laboratorien, Arsenale, Schiffswerften, Marinehospitäler und eine ganze Anzahl von Provianthäusern wurden von den Sowjets später schwer ausgebaut. Alle Häfen liegen an der Südseite, im Westen der ehemalige Handelshafen, im Osten der Kriegshafen, in dem die gesamte sowjetische Ostseeflotte stationiert war, dazwischen der Mittelhafen zur Ausrüstung von Kriegsschiffen. Bis zum Beginn des Krieges mit der Sowjetunion herrschte hier ein reger Verkehr. Seitdem die deutsche Wehrmacht aber in 15 Kilometer Entfernung an der Südküste des Finnischen Meerbusens steht, liegen Häfen, Werften und Docks verödet da. Nur das sowjetische Schlachtschiff „Marat" liegt noch da, bewegungslos auf Grund, und erwidert aus seinen wenigen noch intakt gebliebenen Geschützen von Zeit zu Zeit mit ein paar Granaten über die minenverseuchte Bucht hinweg das deutsche Artilleriefeuer von Peterhof aus.

Um die ganze Insel ziehen sich schwerste Landbefestigungen, die in kurzen Abständen von Artilleriewerken und granitenen Forts unterbrochen werden. Bis zum Bau des Seekanals nach Leningrad im Jahre 1893, einer schmalen, etwa 6 Meter tiefen Fahrrinne, war Kronstadt der eigentliche Handelshafen von Leningrad. Alle ein- und ausgehenden Waren mußten hier umgeschlagen werden. Da der Verkehr durch diese Fahrrinne mit Kronstadt durch die drohenden deutschen Geschützrohre verbarrikadiert ist, hat Kronstadt als Handels- und Kriegshafen seine Bedeutung verloren. Seine strategische Bedeutung als gewaltige, Leningrad vorgelagerte und die Stadt schützende Festung hat Kronstadt allerdings behalten. Die Festung, vor allem die Hafenanlagen, haben unter der Wirkung der deutschen Artillerie und Luftwaffe gelitten. Allerdings sind die Zerstörungen auf unseren Infrarotaufnahmen schwer zu erkennen, da — wie bekannt — bei Aufnahmen dieser Art breite Räume aus weiter Entfernung optisch eng zusammengeschoben werden. Jedesmal, wenn deutsche Artillerie die Hafenanlagen von Kronstadt unter Feuer nimmt, wird, wie das Bild zeigt, der Hafen eingenebelt, um ihn der Sicht der deutschen Beobachtungsabteilungen zu entziehen.

H. Diesselmann

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0015
gefördert durch
Baden-Württemberg

Der Kommandeur

VON KRIEGSBERICHTER CLEMENS LAAR

„Der Kommandeur" beruht auf tatsächlichen Ereignissen und wird sich, was die äußeren Geschehnisse anbetrifft, an den Gefechtsbericht einer ID über die Abwehrkämpfe vom 8. bis 10. März 1942 halten. Der Verfasser — Clemens Laar, den Lesern der „Wehrmacht" durch seine mitreißenden Tatsachenberichte seit Jahren bekannt — hat die Ereignisse zum Teil als Kriegsberichter miterlebt.

Die Aufgabe des Berichtes ist es, in einer Darstellungsform, die über den reinen Tatsachenbericht hinausgeht, die überragende Rolle klarzustellen, die gerade während der winterlichen Abwehrschlachten dem Offizier der mittleren Führung zufällt. Selten ist klargemacht worden, daß die Widerstandskraft der deutschen Winterfront sich im wesentlichen auf eine unmeßbare moralische Stärke stützt, die von der Führung ausgestrahlt wird.

Die seelischen Kräfte, die den deutschen Widerstandswillen in den Winterschlachten bewirken, sollen in der Fortsetzungsreihe „Der Kommandeur" in Erscheinung treten. Clemens Laar vermittelt dem Leser etwas von der Atmosphäre und der seelischen Situation des Winterkämpfers und von der hohen Aufgabe des deutschen Offiziers. Das reine Kampfgeschehen ist demgegenüber nur Rahmen und tragender Unterbau. Keine der Gestalten ist erfunden, ihre Namen jedoch sind fiktiv. Ihre Gruppierung im Rahmen der Geschehnisse einer Nacht ist willkürlich.

I.

Langsam fanden sich fast alle Offiziere des Stabes im Raum des Ia ein. Gesprochen wurde kaum. Von den Kartenrollen und den Blaupausen auf den beiden zusammengerückten Tischen schien eine Stimmung von gleichzeitiger Erregung und Lähmung aufzusteigen. Mit müden Fingern tastete das letzte Licht des sterbenden russischen Wintertages gegen die fehlerhaften, zersprungenen Glasscheiben der Fenster. Das ferne Grollen der Front ließ sie in leisem Schaudern klirren.

„Fragen Sie noch einmal, wo das Gespräch bleibt!"

„Jawohl."

Der junge Ordonnanzoffizier schien fast beglückt zu sein, überhaupt irgend etwas tun zu dürfen; er drehte so verbissen an der Kurbel des Feldapparates, daß einer der älteren Herren leise mahnte:

„Na, immer langsam mit den jungen Pferden ..."

Der gleiche Mann aber spielte seit Minuten mit einem stählernen Lineal, bog es zum Kreis zusammen und ließ es aufschnellen. Immer wieder . . .

Eine Ordonnanz erschien im Dunkel des Hintergrundes, das ausgezehrte Soldatengesicht spukhaft von der sterbend matten Flamme einer Karbidlampe beleuchtet.

Als der Mann die Lampe auf den Tisch zu setzen suchte, starb das Flämmchen mit dem erstickenden Jammerlaut eines Ertrinkenden.

Es achtete niemand darauf. Wozu brauchte man auch Licht. Das Schicksal der Front, ihrer Front, und damit ihr Schicksal, das hing jetzt davon ab, ob irgendwo noch ein Stückchen Draht gehalten hatte. Es hing auch davon ab, welche Worte dieser Draht tragen würde.

„Affenschande. Keine zwölf Kilometer Entfernung und keine Verbindung möglich", murrte einer. Es war der IIa, Major Klatt. Der Mann mit dem Lineal.

Niemand antwortete, und der Major hatte auch keine Antwort erwartet. Man saß nun schon den ganzen Winter über in dieser Stellung, und es war immer dasselbe. Man hatte gelernt, die selbstverständlichsten Dinge als fragwürdig zu begreifen. Zehn Kilometer Luftlinie waren tage- und wochenlang genau so weit wie die Entfernung von der Erde zum Mond. Genau so unüberbrückbar. Täglich geschah das Unwahrscheinliche und Unerwartete. Das völlig Unmögliche wurde zur Alltäglichkeit.

Es war unmöglich, bei vierzig Grad Kälte im offenen Schützenloch zu liegen, aber es wurde täglich von Tausenden vollbracht. Es war unmöglich, sich im Freien zu bewegen, wenn die Boraner wie entfesselte Dämonenheere über die Steppe heulten, den Atem von den Lippen rissen, das erstarrte Fleisch aufspalteten und die Augen in Tränen vereisen ließen. Es war unmöglich, aber es geschah.

Es war einmal unausdenkbar gewesen, daß eine Truppe, ausgerüstet mit dem modernsten Kriegsgerät, das Menschenhirne ersinnen konnten, hilflos und ohnmächtig wurde vor einem entfesselten Himmel und einer chaotisch gestaltlosen Erde. Aber es geschah.

Niemand hätte sich gewundert, wenn an einem Tage vielleicht die Sonne nicht mehr aufgegangen wäre, wenn es völlig dunkel geblieben wäre in diesem Winkel der Welt, den Gott vergessen hatte.

Es war wieder einmal unmöglich, ein Gepräch vom Divisionsgefechtsstand zum Korps durchzuführen. Das Generalkommando lag zehn Kilometer weiter entfernt. Zehn Autominuten, zwei Stunden Fußmarsch oder aber auch wie viele Lichtjahre. Man konnte es sich aussuchen.

Es war nicht einmal etwas Neues. Es gehörte zum Programm des täglichen Zwischenfalls. Der Frost mochte einen Kabelstecker zum Bersten gebracht haben, der Draht mochte in den langsam vereisenden Schneemassen gerissen sein, es konnte die sowjetische Artillerie oder ein Zufallstreffer durch Bombenwurf veranlaßt haben, Heckenschützen oder irgendeiner von dem unkontrollierbaren Saboteurgesindel, das ein wölfisch dunkles Dasein zwischen und hinter den Linien führte.

Zehn Kilometer lagen zwischen dem Divisionsquartier und dem Korps. Zehn Kilometer Wurfsteppe, aber durchrissen von häusertiefen Balkas, bis zum Rande mit Schnee und Eis erfüllt, überlagert von bergehohen Wehen von Pulverschnee und von kilometerweiten, gletscherhaften Eisflächen. Unpassierbar für Mensch und Tier, bis vielleicht morgen die Boraner einsetzten, irgendwo eine Furt fraßen, um sie übermorgen höhnisch zu verschütten.

Major Klatt warf das Lineal fort. Er straffte sich.

„Wenn das Gespräch nicht kommt . . ."

Man entnahm aus seinem Tonfall, daß er sagen wollte, dann sei es auch egal. Es sei doch nicht viel zu erwarten.

Der Ia stand am Fenster dicht neben dem Apparat. Scharf hob sich sein verwegenes Reiterprofil gegen das graue, fleckenhafte Glas ab, in dem die letzten kränklich roten Töne der Dämmerung sich auflösten wie langsam fallende Blutstropfen in trübem Wasser.

„Das Gespräch wird sofort da sein, und die Panzer bekomme ich auch", sagte er. Seine Stimme hatte die gewohnte, leicht amüsierte Gelassenheit, die ihn nie verließ. Sie saß ihm in jeder Situation mit der gleichen Selbstverständlichkeit am Leibe wie die stets makellose Uniform, und als keine zwei Minuten darauf der Apparat mit schmerzlicher Plötzlichkeit lärmte, war niemand verwundert. Des Oberstleutnants Immermann nachtwandlerische Sicherheit gehörte auch in das tägliche Programm der möglichen Unmöglichkeiten.

Es war noch nicht das Korps, aber der O 1 verkündete mit jungenhaftem Triumph in der Stimme, daß die Vermittlung über abenteuerlichen Umwegen die Verbindung herstellen würde. Jeden Augenblick konnte es so weit sein.

„Na also", sagte Immermann, „dann kann das Geraufe ja losgehen. Wird nicht auf Anhieb glücken, aber geschafft wird's ..."

Alle zuckten fast zusammen, als im gleichen Augenblick der Apparat rasselte. Geradezu feierlich übergab der junge O 1 den Hörer an Immermann:

„Der Chef des Stabes ist schon selbst dran."

Immermann nickte gelassen. Er war gerade dabei, sich eine Zigarre anzustecken. Umständlich zog er die Glut an, bevor er zum Hörer griff.

Die jüngeren Offiziere sahen sich an. Sie wußten, daß es Immermanns letzte war, aufgespart seit nahezu drei Wochen für einen, wie der Ia es selbst genannt hatte, löblichen Augenblick. Jetzt war es also so weit.

Immermann am Telephon erweckte inzwischen den Eindruck eines Mannes, der mit ausgesprochener Konzentration dem Genuß seiner Zigarre hingegeben ist und nur mit lässiger Aufmerksamkeit nebenher ein Telephongespräch führt. So wie in sagenhafter Vorzeit jemand in dem legendären Lande Deutschland mit seinem Schneider telephoniert haben mag, der ihn beschwor, die Taschen des Sportsakkos doch unter allen Umständen aufgesteppt zu wählen. Es war Immermanns Art, sich gewissermaßen an nebensächlichen Äußerlichkeiten festzuklammern, um alle Kräfte der geistigen und seelischen Konzentration freizubekommen auf das notwendige Ziel. Beispielsweise opferte er selbst in den hektischen Zeiten des Vormarsches der Nagelpflege ein ungewöhnliches Maß an Zeit. Was bei ihm nicht gleichbedeutend mit Aufmerksamkeit war. „Ich tue es, weil ich dabei besser denken kann", erklärte er mit dem chevaleresken Freimut seines Typs. „Ich könnte auch statt dessen mit Dominosteinen spielen, ein Kartenhäuschen bauen oder in der Nase bohren. Ich hab' mir das Appetitlichste ausgesucht ..."

Jetzt rauchte er die letzte Zigarre. Unter den jüngeren Offizieren waren in den vergangenen Tagen längst Wetten abgeschlossen worden, wann Immermann zu dieser längst sprichwörtlichen Zigarre greifen würde. Schon die Zigarre allein bedeutete ein Ereignis in einer Umgebung, in der man vor einer Woche den letzten Feldküchentee aufgeraucht hatte. Kräuter des deutschen Waldes, in Monaten des Lagerns zu Zunder getrocknet, in Wochen des Transportes zu grüngrauem Pulver zermahlen. Oberleutnant Bock, der O 1, war der einzige, der es fertigbrachte, diese tückische Mixtur aus der Pfeife zu rauchen, ohne daß ihm die Hälfte in die Luftröhre rann. Er war es auch, der die Losung ausgegeben hatte, daß er sich diese letzte Immermannsche Zigarre nur innerhalb von zwei szenischen Begebenheiten vorstellen konnte. Die erste und unwahrscheinlichste: Heimaturlaub für Oberstleutnant Immermann. Die zweite und weitaus wahrscheinlichere: Durchbruch der Sowjets bis zum Divisionsstab.

Ja, und jetzt war ein Telephongespräch wichtig genug, diese beiden anderen Möglichkeiten auszulöschen. Verbindlich den Oberkörper ein wenig vorgeneigt, die Hacken der untadeligen Reitstiefel aneinandergepreßt und ganz leise in den Knien wippend, hörte Immermann auf eine anscheinend leicht erregte Darlegung am anderen Ende des Drahtes. Wenn er selbst sprach, so geschah es mit der heiteren, gelassenen und doch wieder temperamentgespannten Art, die ihm bei oberflächlichen Beurteilern die Wertung eingetragen hatte, ein Mensch zu sein, der nichts ernst nahm. Nur wer länger mit ihm zu tun hatte, wußte, welch seltenes Maß seelischer Anteilnahme, ja Verschwendung gegenüber auch den kleinsten Dingen sich dahinter verbarg.

Immermann legte plötzlich die Hand über das Mundstück des Hörers und flüsterte dem Major Klatt zu:

„Ich komme nicht weiter mit den Brüdern. Holen Sie doch bitte einmal den General. Sagen Sie ihm, es ginge nicht anders."

Klatt nickte verständnisvoll. Der General hatte sich, nachdem er vierundzwanzig Stunden ununterbrochen auf den Beinen gewesen war, zu kurzem Schlaf niedergelegt. Aber wenn Immermann erklärte, daß es notwendig sei, dann konnte man sich darauf verlassen.

Der Divisionsgefechtsstand war in der Gebäudegruppe einer Sowchose untergebracht. Ein wirres und wüstes Gehäuf von Katenschuppen und Scheunen, aber auch zwei Gebäuden, denen noch ein wenig vom Charakter eines bürgerlichen Gutshofes aus der zaristischen Zeit anzumerken war. In dem einstöckigen früheren Herrenhaus, in dem die Abteilungen Ia und Ic untergebracht waren, erinnerte sogar ein glasverschalter Vorbau über einer treppenbreiten Backsteinrampe an einstigen behäbigen Glanz. Jetzt allerdings lag bis zur obersten Treppenstufe pappiger Schnee. Klatt sprang voll Selbstverständlichkeit hinein. Der General schlief im besterhaltenen Gebäude, in einer Art Kate, zweihundert Meter entfernt. Zwar schaufelten die Mannschaften des Stabsquartiers täglich zweimal Gänge zwischen den einzelnen Gebäuden, aber zehn Minuten Bora ließ die Arbeit von Stunden wie nie geschehen verschwinden. Man fand sich damit ab und sprang abwechselnd in Schnee oder Matsch hinein wie vom Zwei-Meter-Brett in ein Schwimmbassin. Immermann kämpfte inzwischen einen leicht grotesken und doch so bitter ernsten Kampf mit der Zeit. Es hieß ganz einfach, den Chef des Stabes so lange am Apparat zu behalten, bis der General zum Hörer greifen konnte. Die Querverbindung zum Generalsquartier war natürlich wieder einmal von lastenden Schneemassen erdrückt und zerrissen.

Man hörte am quäkenden Klang der fernen Stimme, daß der Oberst beim Korps ungeduldig, ja unmutig wurde. Immermann blies gelassene Rauchringe. Die Karbidbeleuchtung hatte inzwischen einen unlustigen Betrieb aufgenommen, und das sprühende, zuckende Flämmchen ließ die angespannten Gesichter der Offiziere abwechselnd aus wogendem weißgelblichem Glast auftauchen und wieder versinken. Die atemlose Stille war nur von dem plebejischen Konzert der Lampe und der heiter schwebenden Stimme Immermanns erfüllt. Jeder wußte, um welche Entscheidungen hier mit äußerlich belanglosen Worten gekämpft wurde. Jeder wußte, daß nur noch die Autorität

Zeichnung: PK-Arlart

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0016
gefördert durch Baden-Württemberg

des Generals den Ausschlag geben konnte, und daß Immermann eine Leistung ungeheurer geistiger Anspannung vollbrachte. Immer wieder mußte er ein neues Stichwort ersinnen, das geeignet war, den Vorgesetzten am anderen Ende der Verbindung noch ein par Minuten länger am Apparat zu halten. Seine Stichworte mußten sinnvoll gesetzt werden. In keiner Sekunde durfte der Eindruck leeren Hinhaltens entstehen, denn sonst hieß es drüben einfach Schluß, und das war gleichbedeutend mit einer negativen Entscheidung.

Wer weiß, ob die Verbindung noch einmal zu bekommen war. Und ob es dann nicht schon zu spät sein mochte.

Immermann hatte geschickt auf die Frage des Ersatzes hingelenkt. Ein Marschbataillon mit jungem Ersatz für das Korps war seit langem angekündigt. Das Korps hatte Anfragen geschickt, und Immermann war zum Glück dieser Punkt eingefallen. Zuteilungsfragen waren zwischen über- und untergeordneten Dienststellen stets Streitfragen. Damit konnte man ein paar Minuten auskommen.

„Es ist doch mit Bestimmtheit anzunehmen, Herr Oberst, daß die meisten Leute eine ausschließlich infanteristische Ausbildung gehabt haben werden und daß damit wir als reine Infanteriedivision zunächst Berücksichtigung finden müßten. Jedenfalls wäre es weitaus sinnvoller, als wenn eine Panzerdivision jetzt zwei Leute bekommt, mit denen aber nichts anzufangen sei. Sie, Herr Oberst, kennen ja auch die Kopfstärken in unseren Regimentern. Herr Oberst, Sie wissen genau ..."

Da flog die Tür auf. Zwar war es bestimmt so, daß der Unteroffizier der Wache im Vorraum sie mit schneller Beherrschtheit öffnete, aber da es der General war, der hindurchtrat, flog sie eben.

Alle Dinge um ihn herum nahmen Vehemenz an. Es war schwer zu erklären, woran dieser Eindruck lag, denn er vereinte sich bei dem Divisionskommandeur mit einer unerschütterlichen Ruhe und einer Sprache, die auch nichts an ihrem bestimmten Gleichmut verlor, wenn die Lage mehr als heikel wurde.

Ein schneller Blick des Einverständnisses zwischen ihm und Immermann, und er war im Bilde. Ein leises Nicken.

„Hier Generalmajor Dernburger ..."

Immermann lehnte sich an das Fensterkreuz. Das bläuliche Oval eines Rauchringes gaukelte zwischen ihm und dem General. Nichts schien ihn mehr zu interessieren als die Frage, wie lange der Ring seine Form erhalten mochte.

Bis auf den Hauptmann Schultz, den Ic, und Major Klatt gingen die Herren aus dem Raum. Es war ein musterhaft aufeinander eingespielter Stab.

Der General hörte angespannt auf die Ausführungen des Stabschefs. Hauptmann Schultz wußte nicht, daß sein Gesicht jetzt eine deutlich hingerissene Bewunderung zeigte.

„Das muß man auch lernen", sagte er. Es gibt bestimmt kein Detail, das der General nicht kennt. Kein Argument von seiten des Korps, das er im Verlauf der letzten achtundvierzig Stunden nicht unzählige Male gehört und ebensooft zurückgewiesen hat. Trotzdem arbeitete er erneut den ganzen Komplex durch. Immer mit der selbstverständlichen Bereitschaft, zunächst restlos die Lage und die Auffassung des anderen zu der eigenen zu machen und erst dann die eigene dagegen zu setzen. Immer nach dem Gesetz des vollsten Einsatzes und der äußersten Arbeitsleistung. Auch dann, wenn es sich um eine zehnte oder zwölfte Wiederholung handelt.

Die Sprache des Generals wurde etwas akzentuierter. Immermann sog stärker an seiner Zigarre, Schultz bog sich leicht vor. Jetzt kam es.

„Herr von Arnim", sagte der General, „ich kenne Ihre Auffassung, aber ich erkläre Ihnen noch einmal, daß wir von unserem Verlangen nicht abstehen können. Wir haben in unserem Abschnitt als neu eingetroffen folgende sowjetische Einheiten festgestellt ..."

Schultz öffnete eilig einen Aktendeckel und hielt ihn dem General hin. Der Kommandeur winkte ab.

„Ich wiederhole, wir haben festgestellt: An der Nahtstelle zwischen den IR X und Y die 339. Schützendivision. Dazu die beiden alten Stellungsbrigaden, die bis dahin am Abschnitt Koljesnikow Rjashenaja gelegen haben. Die beiden Brigaden sind ersetzt worden durch die 2. sowjetische Gardedivision, verstärkt durch die 68. Marinebrigade. Wir wissen außerdem, und das ist auch dem Korps durch die Luftaufklärung bekannt, daß eine weitere Marinegardebrigade in Nowo Andrinowska ausgeladen wurde und in westlicher Richtung marschiert. Also fraglos in den Bereitstellungsraum des uns gegenüberliegenden Abschnitts. Ein eigenes Spähtruppunternehmen in das Kamjenkatal, also an unserem rechten Flügel, hat nicht viel Erfolg gehabt, aber immerhin haben wir einige Gefangene eingebracht, deren Aussagen ebenfalls dem Korps bekannt sind. Es handelt sich um Artilleristen von zwei völlig neuen schweren Haubitzbatterien. Demgegenüber wissen wir, daß bei unseren südlichen Nachbardivisionen kaum Bewegungen vorhanden sind. Teile der alten dort liegenden feindlichen Stellungsregimenter sind auf dem Marsch ostwärts von einer unserer IG-Beobachtungen gesehen worden. Es ist klar, daß es sich um ein Verschleierungsmanöver handelt. Möglich auch, daß die beiden Schützenregimenter, um die es sich offenbar handelt, ebenfalls bei uns auftauchen ... Ich verstehe diesen Tatsachen gegenüber nicht die Haltung des Korps. Man kennt die Kopfstärke in meinen Stellungen. Man kennt das Problem der Reserven. Ich brauche mich wohl über diesen Punkt nicht näher auszulassen. Wenn das Korps demgegenüber nach wie vor auf dem Standpunkt beharrt, erst abwarten zu wollen ..."

Der andere schien ihn mit einem wichtigen Argument unterbrochen zu haben. Die schmale Reiterfigur des Generals straffte sich. Immermann und Schultz traten unwillkürlich einen Schritt näher. Man mußte an eine bis aufs äußerste zusammengebogene Degenklinge denken, als der General jetzt in einer bedrohlichen Monotonie sagte:

„So ... Das ist mir neu. Dann lassen Sie mich Ihnen sagen, Herr von Arnim, daß Ihre Panzerstoßreserve falsch steht. Wo immer Sie die Stoßgruppe hinstellen, sie steht falsch, wenn sie spätestens morgen früh nicht in meinem Abschnitt steht. Aber Schluß jetzt. Ich werde mit dem Kommandierenden General selber sprechen. Ich komme hinüber. Schluß ..."

Grüblerisch und behutsam legte er den Hörer auf die Gabel. Immermann streifte unbekümmert den kleinen Turmbau von Zigarrenasche vom Stummel.

„Das habe ich mir gedacht. Sie, Herr General, hätten aber nicht anhängen sollen. Die Verbindung ist verdammt schwer zu bekommen ..."

„Ist auch nicht nötig. Wir reiten hinüber ..."

Immermann nahm es wie die selbstverständlichste Sache der Welt auf. Wenn man Glück hatte und überhaupt durchkam, dann konnte man bestenfalls gegen Morgen beim Korps sein. Die Pferde würden sich bis zu den Sattelblättern durch den Schnee kämpfen müssen.

„Wann befehlen Sie, Herr General, die Pferde?"

„Sofort natürlich."

„Begleitung?"

„Keine. Genügt, wenn wir beide uns die Nase abfrieren. Haben Sie übrigens noch etwas zu rauchen?"

„Wenn ich Herrn General den Rest hier ..."

„Natürlich. Ist ja ganz großartig ... Übrigens, ich möchte Degenhardt und Lasso sprechen. Mit drei Kreuzen ..."

Die Verbindungen zu den beiden Stellungsregimentern kamen sofort. Kurz hintereinander meldeten sich die Regimentsgefechtsstände. Beide Regimentskommandeure waren unerreichbar. Sie waren vorn in den Stellungen.

Der General nickte: „Hätte ich mir denken können. Die verlassen sich auf uns, Immermann. Und das können sie auch, was?"

Eine Ordonnanz meldete die Pferde.

Fortsetzung folgt

So flog MacArthur...!

DIE LETZTEN VIER VON DER III. MTB-FLOTTILLE BERICHTEN

Inhalt des bisher erschienenen Teiles: Unter den harten Schlägen der Japaner sind die Amerikaner auf den Philippinen immer mehr zusammengedrängt. Manila ist gefallen. Auf der Inselfestung Corregidor trägt sich General MacArthur, der Oberkommandierende der USA-Streitkräfte, bereits mit Fluchtgedanken. Der Flottillenchef Leutnant Bulkeley, Leutnant Kelley und die Fähnriche Akers und Cox, die auf einem Motor-Torpedoboot den General in Sicherheit bringen müssen, erzählen von Niederlage und Flucht MacArthurs. Mit Frau und Kind sowie einigen Herren seiner Umgebung gelang es ihm, nach stürmischer Seefahrt die westliche Küste der Halbinsel Cagayan zu erreichen.

Fortsetzung und Schluß

Leutnant Bulkeley: „Wenn die Boote auch gar nichts weiter geleistet hätten als nur das, hätten sie sich schon tausendfach bezahlt gemacht. Wenn ich irgend kann, hole ich Sie und Ihre besten Leute nach Melbourne." Es war der 13. März, als wir den General und seine Reisegesellschaft an Land setzten. Vier Flugzeuge vom Typ „Fliegende Festung" sollten aus Australien kommen, um ihn abzuholen. Die eine Maschine machte beim Start Bruch, zwei notlandeten in der australischen Wüste, und die vierte, die wirklich ankam, war so havariert, daß sie keinerlei Lasten mehr befördern konnte und leer nach Australien zurückfliegen mußte. So konnte MacArthur erst am 18. März Mindanao verlassen. Unsere Besatzungen hatten strengsten Befehl, nicht darüber zu sprechen, wen wir mitgebracht hatten, damit die Japaner es nicht erfuhren und angriffen, während MacArthur sich auf Mindanao aufhielt.

Leutnant Kelley: Die Boote ankerten am Strand. Plötzlich wurde mein Boot auf ein Riff geschmissen. Bulkeley meinte, ich müßte es in die Luft sprengen, sobald der Feind sich sehen ließe. „Ihr Boot hat sein Teil getan, lassen wir es damit genug sein", tröstete er mich. Ich ließ meine Besatzung antreten, hielt eine kleine Rede über alles, was unser gutes, altes Boot schon geleistet hatte, und fragte sie, ob wir es in die Luft sprengen oder versuchen wollten, es von dem Riff wieder herunterzubringen. „Verdammt noch mal, wir versuchen, es wieder herunterzubringen", antworteten sie einstimmig. „Vielleicht können wir uns ein paar Eingeborene anheuern, um uns dabei zu helfen." Sie zogen Geld aus der Tasche und fingen an zu sammeln, um die Eingeborenen zu bezahlen. Seit Kriegsbeginn hatten sie keine Löhnung mehr bekommen, sondern sich ihr Geld im Pokerspiel mit den Armeesoldaten verdient. Der Regierung würde der Krieg wesentlich billiger zu stehen kommen, wenn sie nur die Armee besoldete und es der Marine überließe, durch Pokerspiel mit der Armee auf ihre Kosten zu kommen. Wir trommelten ein paar Eingeborene zusammen und gingen mit bloßen Händen den messerscharfen Korallenriffen zu Leibe. Wir zeigten den Eingeborenen, wie sie Taue um die Riffvorsprünge schlingen und dann Wasserbüffel vorspannen sollten, um das Riff auseinanderzureißen. Das kostete einen Peso für jeden Eingeborenen und einen Peso für jeden Büffel. Schließlich kamen wir frei. Aber die Schraube, das Ruder und der Schiffsleib sahen aus wie ein Schrotthaufen. Wir ließen uns ins Schlepp nehmen und langten nach zehn Tagen in Anaken an, wo es eine Reparaturwerkstatt gab, die uns vielleicht helfen konnte. Auf diese Weise verpaßte ich die Fahrt mit dem Philippinen-Präsidenten Quezon.

Auch Präsident Quezon türmt

Leutnant Bulkeley: Vom Armeekommando in Del Monte auf Mindanao wurde mir gesagt, Präsident Quezon befände sich auf der Insel Negros. Er solle nach Mindanao geholt, um von dort aus mit einem Flugzeug nach Australien gebracht zu werden. Die Fahrt nach Negros war ziemlich gefährlich. Sieben japanische Zerstörer hielten sich in der Nachbarschaft auf, wahrscheinlich sollten sie Quezon den Fluchtweg abschneiden. Ich bekam nicht etwa den Befehl, ihn abzuholen, ja, man bat mich nicht einmal darum. Wir fuhren also auf eigene Faust los, ich mit der „41", Akers mit der „35". Wir sahen einen japanischen Zerstörer, aber glücklicherweise sah er uns nicht, und so schwindelten wir uns an ihm vorbei. Um 1 Uhr früh erreichten wir Dumaguete. Keine Spur von einem Präsidenten! Immerhin erschien wenigstens sein Adjutant und erzählte uns, Quezon habe ein Telegramm von dem in Corregidor zurückgebliebenen General Wainwright erhalten, in dem seine Abreise wieder abgeblasen wurde, weil so viele japanische Kriegsschiffe in der Nähe seien. Der Adjutant meinte aber, wir sollten den Präsidenten noch einmal fragen, ob er nicht etwa doch noch fahren wolle. Quezon sah mich lange prüfend an — ich hatte damals einen langen schwarzen Bart im Gesicht —, und schließlich sagte er: Ja, er wolle fahren. Als er mich später in Melbourne in rasiertem Zustande wiedersah, sagte er, er würde Wainwrights Warnung nie in den Wind geschlagen haben, wenn er geahnt hätte, daß er sich einem Kinde von knapp dreißig Jahren anvertraute. Quezon und seine Familie wurden in ein Auto verladen, und wir fuhren zum Boot hinunter. Akers mit der „35" patrouillierte unterdes vor dem Hafen auf und ab, um auf japanische Zerstörer aufzupassen, die uns etwa den Weg abschneiden wollten.

Fähnrich Akers: Ich fuhr immer auf und ab und guckte mir die Augen aus nach den Japanern, als es plötzlich einen großen Bums und Krach gab. Wir waren auf irgend etwas aufgelaufen, und ein Stück der Bootswand wurde fortgerissen. Das Wasser drang in Strömen ein, und wir hatten alle Hände voll zu tun. Trotzdem setzten wir unsere Patrouillenfahrt, immer auf und ab, fort. Es drang immer mehr Wasser ein, aber wir hofften, uns wenigstens so lange zu halten, bis Bulkeley mit Quezon an Bord gegangen war. Als ich die Lichter des Autos sah, lief ich mit der schnell absackenden „35" wieder in den Hafen ein. Wir verließen unser Boot, nachdem wir uns überzeugt hatten, daß es an Land treiben würde, so daß dort die Armeesoldaten wenigstens ihre Maschinengewehre würden bergen können. Dann kletterten wir auf die „41".

Leutnant Kelley: Mittlerweile lagen wir in Anaken, um unser verbeultes Boot wieder in Ordnung zu bringen. Als wir schließlich eine Probefahrt machen konnten, stellte sich heraus, daß es nur noch zwölf Knoten lief und dabei so stark schütterte, daß man glauben konnte, wir hätten eine Ladung Erdbeben an Bord. Bulkeley erschien wieder auf dem Plan und erzählte uns die Geschichte von Quezon und dem Unglück der „35", die schließlich doch noch zur Reparatur nach Cebu hatte geschleppt werden können. Ein Drittel der gesamten amerikanischen Luft-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0017
gefördert durch
Baden-Württemberg

Ford

PERSONEN-UND LASTKRAFTWAGEN
aus dem Kölner Fordwerk

Wichtig für Verbraucher von Tarr!

Niemals Seifenreste vom Gesicht mit Tarr abwaschen. Erst Wasser nehmen, dann das Gesicht abtrocknen und zum Schluß verreiben Sie wenige Tropfen sparsam über alle rasierten Stellen. Tarr nicht abtrocknen! Also: Nach dem Rasieren Tarr, aber mit Bedacht!

TARR

TARSIA GES. FÜR PARFÜMERIE UND KOSMETIK M. B. H., BERLIN

Astora
JAGDGEWEHRE
SPORTGEWEHRE

GUSTLOFF-WERKE
WAFFENWERK SUHL
Nach dem Kriege wieder durch den Fachhandel zu beziehen.

Jiu-Jitsu

Die zuverlässige Waffe der Selbstverteidigung. Kraft ist Nebensache, Geschicklichkeit alles! Ausführliche Beschreibung durch geschickte Handgriffe (Befreiung, Angriff, Verteidigung, Festnahme) den stärksten Gegner zu überwältigen. Bestellen Sie das zweiteilige Lehrbuch **Jiu-Jitsu und Judo-Kampfsport** mit der hohen Schule zur Reifung der Fortgeschrittenen. **214 prachtvolle große Bilder,** zusammen RM 4.10 einschließlich Porto (Nachnahme RM 4.40)

Buchversand Gutenberg
Emil Rudolph · Dresden G 371

Bei Bedarf nur 1 Tablette

LENICET-

Kinder-Puder
Formalin-Puder
Wund- und Körper-Puder

in altbewährter Qualität
in Apotheken und Drogerien erhältlich
Streudose 68 Rpf

Rheumasan- u. Lenicet-Werke, Berlin

Nehmen Sie warmes Wasser!

Warmes Wasser steigert die pflegende und erfrischende Wirkung von Kaliklora-Zahnpasta. Und nicht zu viel Kaliklora nehmen. 1—2 cm genügt.

streitkräfte auf den südlichen Philippinen war jetzt damit beschäftigt, Schumakers „32" zu suchen. Dieses Drittel der amerikanischen Luftstreitkräfte bestand aus einem alten Zivilflugzeug, das früher Vergnügungsrundflüge unternommen hatte, und die anderen beiden Drittel der Luftstreitkräfte waren eine wacklige P 40 und eine müde P 35. Von unserer Flottille waren jetzt nur noch drei Boote übrig, zwei davon waren aber nur noch Wracks. Bulkeleys Boot war das einzige, das noch Gefechtswert hatte. Ich ging mit meinem Boot nach Cebu, der zweitgrößten Stadt der Philippinen, wo die Reparaturen zu Ende geführt werden sollten. Mein armes, altes Boot wackelte mit dem Hintern wie ein französisches Chorgirl im Traum eines Matrosen, und ich war heilfroh, daß ich unterwegs keine Japaner traf. In Cebu bekamen meine Leute zum erstenmal während des Krieges Löhnung ausgezahlt. Die zwölf Mann zogen drei Tage lang von Bar zu Bar, um die 2000 Dollar, die sie bekommen hatten, auf den Kopf zu hauen. Dann nahmen sie ihren alten Erwerb, das Pokerspiel mit den Armeesoldaten, wieder auf. Es war jetzt viel davon die Rede, daß Bataan durch eine gewaltige Nachschubwelle gerettet werden solle. Es sollten auch sieben Küstendampfer mit Verpflegung und Sanitätsbedarf von Cebu nach Bataan geschickt werden, aber wie sollte man sie durchbringen?

Ein General nimmt den Mund voll und verschwindet

Leutnant Bulkeley: Der Kommandierende General von Cebu ließ mich kommen und versicherte mir, eine große amerikanische Offensive werde am nächsten Tage einsetzen. Zwölf Fliegende Festungen und schwere Bomber würden in der Nacht aus Australien erwartet, ein ganzer Schwarm von P 35 sei unterwegs. Die Bomber sollten jedem japanischen Kriegsschiff, das sich sehen ließe, das Lebenslicht ausblasen, und unterdes sollten die sieben Küstendampfer sich nach Bataan durchschlagen. Der General zeigte mir Nachrichten von den Generalen, die auf den übrigen Inseln das Kommando führten. Diese Nachrichten bedeuteten die Koordinierung der Offensive. Nur einen kleinen Haken, sagte er, hätte die Sache noch: die Luftaufklärung habe eine Anzahl von japanischen Zerstörern und einen Kreuzer mit vier Flugzeugen an Bord auf dem Wege nach Cebu entdeckt. Vielleicht hätten die Japaner unsere verschlüsselten Funksprüche entziffert und wüßten nun Bescheid über die sieben Küstendampfer. Wir könnten uns sehr verdient machen, wenn wir bei der großen Offensive mitwirkten. Wir sollten in der Nacht auslaufen und die japanischen Zerstörer in der engen Straße zwischen Cebu und Negros abfangen. Um den Kreuzer brauchten wir uns nicht zu kümmern. Den würden die Bomber am nächsten Morgen schon erledigen. Ich nahm Kelley, dessen Boot noch nicht seeklar war, mit. Dicht unter Land schlichen wir uns in die Straße zwischen Cebu und Negros. Ich war an Bord der „41", die von Fähnrich Cox geführt wurde, während ich Kelley die „34" übergeben hatte. Wir hatten uns genau überlegt, wie wir die Zerstörer angreifen wollten. Aber an Stelle der Zerstörer gerieten wir an einen Kreuzer, den wir nach einigem Hin und Her wahrscheinlich versenkt haben. Damit luden wir uns aber die Zerstörer auf den Hals, die jetzt auf uns Jagd machten. Ich konnte mich „meinen" Zerstörern erst am nächsten Morgen entziehen und versteckte mich mit meinem Boot in einer Bucht.

Leutnant Kelley: Mir gelang es sehr bald, den Zerstörern zu entkommen. Ich hatte einen Verwundeten an Bord. Mein Mast war getroffen worden und über Bord gegangen, so daß ich nicht mehr funken konnte. Die achteren Maschinengewehre waren ausgefallen. Mit knapper Not entkam ich einem japanischen Kriegsschiff, das plötzlich auftauchte und mich mit seinen Scheinwerfern anleuchtete. Aber dadurch geriet ich in eine wahre Hölle von Korallenriffen. Plötzlich saßen wir fest. Wir waren wie aufgespießt. Ich schickte Fähnrich Richardson mit einem Boot an Land, er sollte einen Arzt und einen Sanitätswagen besorgen, um unseren Verwundeten abzuholen, und für uns einen Schlepper. Schließlich gelang es uns aber doch, mit eigener Kraft vom Riff wieder loszukommen. Eine Seekarte hatten wir nicht, und ich mußte warten, bis es hell wurde. Immerhin: der japanische Kreuzer war wahrscheinlich ausgefallen, und unsere Bomber mußten in jedem Augenblick erscheinen, um die Zerstörer zu erledigen, und unterdessen keuchten die sieben vollbeladenen Küstendampfer gen Bataan. Ich fand, daß der Krieg jetzt ein recht freundliches Gesicht machte. Die Sonne ging auf, aber das störte mich nicht. Wenn wir erst die Luftüberlegenheit hatten, brauchten wir uns nicht mehr wie Diebe im Dunkeln herumzudrücken. Als es hell genug war, fuhren wir wieder in die schmale Straße hinein. Urplötzlich sauste eine Bombe ganz dicht neben uns ins Wasser, pustete ein Riesenloch in unsere Bordwand und riß das vordere Maschinengewehr ab. „Sind denn die verrückt geworden!" brüllte ich. „Wissen die denn nicht, daß wir zu ihnen gehören?" Da bemerkte ich ein zweites Flugzeug, aber es hatte auf den Tragflächen nicht die großen weißen Sterne der amerikanischen Luftwaffe, sondern das flammende Sonnensymbol der Japaner. Ich hatte in diesem Augenblick gar keine Zeit, darüber nachzudenken, wo denn nun eigentlich der schützende Luftschirm der „großen amerikanischen Offensive" geblieben war. Ich zickzackte hin und her, um den Bomben zu entgehen. Das dauerte eine halbe Stunde lang. Schließlich erreichten wir den Hafen und erwarteten nun mit Bestimmtheit, die frisch angekommenen amerikanischen Maschinen zu sehen, die uns helfen sollten. Vier japanische Maschinen kreisten statt dessen immerzu über uns, wahrscheinlich stammten sie von dem Kreuzer, von dem der Kommandierende General erzählt hatte. Wenn sie ihre Bomben abgeladen hatten, kamen sie ganz tief herunter und beharkten uns mit ihren Bordwaffen. Ein Mann wurde getötet, die Maschinengewehre wurden steuerbord außer Gefecht gesetzt. Bald hatten wir überhaupt keine Maschinengewehre mehr, nur noch zwei Motore und das Boot voller Lecks. Wir sanken bereits, und es blieb mir nichts weiter übrig, als das Boot auf Strand zu setzen. Nur drei von uns waren noch unverletzt. Endlich tauchte ein Motorboot auf, das Fähnrich Richardson aufgetrieben hatte. Ich schaffte die Schiffspapiere hinüber und sauste mit dem Motorboot nach Cebu, wo ich einem Obersten in Vertretung des Generals Meldung machte. Er meinte, ich solle lieber dem General selbst Bericht erstatten. Das wollte ich auch gern tun, und bei der Gelegenheit hoffte ich zu ergründen, was denn aus den vielen amerikanischen Flugzeugen geworden war, die uns zu Hilfe hätten eilen sollen. Der General hatte gerade in der Bar des American Club eine Besprechung und saß dort mit einigen Offizieren und Zivilisten. Als gewöhnlicher Marineleutnant kann man einen General bei einer Konferenz nicht gut unterbrechen, und so stand ich mit dem Oberst abseits und wartete auf einen Wink des Generals. Er sah uns groß an, redete aber mit den Offizieren und Zivilisten ruhig weiter. Das muß eine außerordentlich wichtige Konferenz gewesen sein! Das konnte ich aber damals nicht einsehen und war sehr aufgeregt. Ich kam gerade aus einem Gefecht mit einem japanischen Kreuzer, ich hatte mein Boot auf Strand setzen müssen, ich hatte einen Toten, einen Sterbenden und sieben Verwundete zurückgelassen, und nun stand ich hier und mußte warten. Ich wurde immer wütender. Sogar dem Oberst ging die Sache auf die Nerven. Als nach zehn Minuten der General immer noch nicht geruhte, uns zu bemerken, schob ich ab. Ich überlegte, was ich tun sollte. Gab es keine Möglichkeit, weiterzukämpfen? Ich ging noch einmal in den Klub und traf dort einen Zivilisten, mit dem ich ins Gespräch kam. Er war sehr nett, und als er hörte, daß ich in Cebu niemand kannte, lud er mich zu sich zum Abendessen ein. Meinen drei verwundeten Leuten gab ich 50 Peso und sagte ihnen, sie sollten sich betrinken und alles vergessen. Ich aß bei dem Amerikaner und ging gleich nach Tisch zu Bett. Als ich vor dem Einschlafen den Radioapparat einstellte, wurde gerade gemeldet, daß Bataan

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0018
gefördert durch
Baden-Württemberg

gefallen war. Durch die sieben Küstendampfer hätte es gerettet werden können. Am nächsten Morgen um halb 5 Uhr wurde ich durch eine ungeheure Explosion geweckt. Ich sah über der Stadt eine riesige Feuersäule. Mein Gastgeber stürzte herein und sagte, die Japaner seien im Anmarsch, und unsere Soldaten sprengten die Stadt in die Luft. Ich zog mich rasch an und wollte in die Stadt eilen, um meine drei Mann zu holen. Man ließ mich aber nicht durch. Ein Drittel der Stadt stand in Flammen. Unter den Scharen, die die Stadt verließen, waren nur wenige Marineangehörige. Von einem erfuhr ich, die japanischen Flieger seien zurückgekommen und hätten die Überreste meines Bootes vollends mit Bomben zerstört. Das war also erledigt. Sie erzählten, Bulkeley sei entkommen und habe Mindanao erreicht. Fähnrich Richardson hätte den Rest unserer Leute versammelt und sich mit ihnen nach der Insel Mactan begeben. Seitdem habe ich nie wieder etwas von ihnen gehört. „Was soll ich bloß tun?" fragte ich die Militärbehörden. Man riet mir, mich nach dem „Lager 10" zu begeben, wo alles sich versammle, um diesen Punkt unter allen Umständen zu halten, bis Hilfe käme. Ich konnte mich dazu nicht entschließen, sondern wartete im Hause meines neuen amerikanischen Freundes auf irgend etwas Besseres. Währenddessen beobachtete ich aus den Fenstern des zweiten Stocks das Vordringen der Japaner. Es waren nur schwache Kräfte, die wir mit Leichtigkeit hätten aufhalten können, wenn wir nur irgendwelche Verteidigungsmittel zur Verfügung gehabt hätten. Ich hörte Gefechtslärm aus der Stadt. Ich erfuhr, daß der General verschwunden war, vielleicht ins „Lager 10". Der Oberst war bei seinen Leuten geblieben. Er hatte tausend Philippinos zu seiner Verfügung, aber nur hundert Schuß Munition für jeden Mann.

„Unsere ersten Bomber im ganzen Krieg!"

Die halbe Stadt stand jetzt in Flammen, die Armee hatte ausgezeichnet gearbeitet. Ich hoffte, irgendeine Insel zu erreichen, die von den Japanern noch nicht besetzt war. Ich schloß mich einigen Plantagenbesitzern an. Es ging 42 Meilen über Stock und Stein. Wir hatten ein paar Büchsen Cornedbeef bei uns, und nachts schliefen wir in Eingeborenenhütten zwischen Schweinen, Hühnern und Fliegen. Am zweiten Morgen erschienen drei Bomber über uns, und plötzlich rief jemand: „Das sind ja unsere!" Ich wollte es gar nicht glauben, sah aber die Sterne auf ihren Tragflächen. Es waren die allerersten amerikanischen Bomber, die wir seit Ausbruch des Krieges zu sehen bekamen. Dann hörten wir noch mehr Flugzeuge und erblickten Maschinen eines neuen Typs. Das war also nun unsere „große amerikanische Offensive", auf die wir gewartet hatten. Sie kamen drei Tage zu spät, denn Bataan und Cebu waren bereits gefallen, und alles, was sie ausrichten konnten, war die Versenkung von ein paar leeren japanischen Transportschiffen. Mir war jammervoll zumute, wenn ich daran dachte. In einem winzigen Eingeborenendorf fanden wir schließlich ein paar Boote und fuhren auf die Nachbarinsel hinüber. Dort erwischte ich ein Auto, das mich in das militärische Hauptquartier brachte, wo ein General das Kommando führte. Ich sagte dem Adjutanten, daß ich zur nächsten Insel hinüber wolle, falls sie noch nicht von den Japanern besetzt sei. Er sagte, er glaube, die Japaner hätten die Insel noch nicht besetzt. Ich fragte ihn, wann er denn zum letzten Male Verbindung mit unserem Hauptquartier auf jener Insel gehabt hätte. „Vor ungefähr einem Monat", sagte er. Ob es denn keine Möglichkeit gäbe, rasch zu erfahren, was dort drüben los sei? Er meinte, er könne ja den Telephonhörer aus der Gabel heben und einmal drüben anrufen. Das tat er auch und sagte dann, die Stimme, die sich gemeldet habe, habe weder englisch noch spanisch gesprochen, falls es aber japanisch gewesen sei, sollte ich lieber nicht hinüberfahren. Ich brauchte viele Tage, um über verschiedene Inseln nach Mindanao zu kommen. Ich bettelte um Autos, mietete kleine Boote und bedrohte chinesische Schmuggler, damit sie mir einen Weg zeigten. Ich hoffte, Bulkeley zu finden. General Sharp, der Kommandierende General von Mindanao, würde mir sicher sagen können, wo er zu finden war Als ich nach Iligan, einer Stadt auf Mindanao, kam, sah ich Bulkeleys Boot liegen. Der erste Mensch, dem ich begegnete, war Fähnrich Cox. „Lieber Gott", sagte er, „ich denke, Sie sind tot!" Die ganze Besatzung kam heraus und schüttelte mir die Hand.

Kein Treibstoff mehr für MTB's

Leutnant Bulkeley: Ich wollte in Iligan tanken und dann nach Cebu gehen, um nach Kelley zu suchen. Aber in Iligan erreichte mich ein telegraphischer Befehl von General Wainwright, der verbot, Treibstoff und Torpedos an Motor-Torpedoboote auszugeben. Der Treibstoff wurde für unsere Flugzeuge aus Australien benötigt. Ich ging zu General Sharp nach Del Monte, und es wurde mir klar, daß das Ende auch auf dieser Insel bevorstand. Es war der 13. April. General Sharp teilte mir mit, es sei ein Befehl aus Melbourne gekommen, ich solle mich bei MacArthur melden und noch am gleichen Abend vom Flugplatz Del Monte aus nach Australien fliegen. Das gefiel mir gar nicht, es sah ja so aus, als ließe ich meine Flottille im Stich. Allerdings hoffte ich, MacArthur zu überreden,

daß er den Rest meiner Leute nachkommen ließ. Ich benachrichtigte meine Leute, daß ich sie so bald wie möglich nachkommen lassen würde, und bestieg abends den Bomber.

Sagen Sie MacArthur: „Das Ende ist nahe!"

Leutnant Kelley: Ich meldete mich in Del Monte bei General Sharp, der aus allen Wolken fiel, denn Bulkeley hatte ihm erzählt, ich sei im Kampf gefallen. Er sagte mir, er würde mich nach Calasungay schicken, das sei nicht weit von dem Flugplatz Del Monte. Es sei aber wenig Hoffnung, daß ich fortkäme. Wir hatten kaum mehr Treibstoff, um die Maschinen zu tanken. In Calasungay mußte ich mich bei einem Obersten melden, der mir sagte, ich solle Dienst tun. Er beauftragte mich mit der Zusammenstellung einer Büffelkarawane, die Material transportieren sollte. Ich hatte nicht die Absicht, ein Flugzeug zu verpassen, weil ich Rinder hüten sollte. Ich sagte aber nichts. Am Abend schaltete ich das Radio ein und hörte den Nachrichtendienst. Er handelte davon, daß Amerika im Begriff sei, den Krieg zu gewinnen, die fröhlichen Stimmen der Sprecher sprachen nur vom Sieg. Wir waren ja nun dort, wo wir diesen Sieg eigentlich hätten sehen müssen. Wir sahen ja auch sehr viele Siege, es waren aber japanische. Am nächsten Morgen wurde ich telephonisch zu General Sharp beordert. Ich sollte ihn auf dem Flugplatz erwarten. Die Passagierliste für die Flugzeuge wurde in Melbourne zusammengestellt. Jede Maschine konnte nicht mehr als dreißig Personen mitnehmen. Auf jede Maschine warteten aber hundert für den Fall, daß vielleicht einer, der auf der Passagierliste stand, doch nicht käme und sein Platz frei würde. Scharenweise warteten sie auf dem Flugplatz. General Sharp sagte mir, Cox und Akers stünden auf der Liste für heute abend. Wo waren sie? Dann wurde die Liste verlesen. Mein Name wurde auch aufgerufen. Im letzten Augenblick kamen auch noch Cox und Akers angelaufen. Bevor wir einstiegen, nahm mich General Sharp beiseite. Er sagte, dies sei höchstwahrscheinlich das allerletzte Flugzeug, das noch nach Australien flöge, und ich solle deshalb General MacArthur von ihm etwas ausrichten. „Sagen Sie dem General", sagte er, „daß das Ende hier nahe ist und daß Mindanao fallen wird, wenn nicht binnen weniger Tage Hilfe geschickt werden kann. Das wird er ja auch selbst wissen, aber vielleicht kann wirklich nichts für uns getan werden. Wenn er aber fragt, was wir brauchen, um hier durchzuhalten, dann sagen Sie ihm, daß wir mit 100 000 Mann und einem Tanker voll Treibstoff uns nicht nur halten, sondern sogar die Insel zurückerobern können." Er wußte ganz genau, daß das ganz unmöglich war, aber er konnte doch immer noch nicht die Hoffnung aufgeben. Dann wurde mein Name aufgerufen, General Sharp gab mir die Hand, und ich stieg in die Maschine.

Hier wird der Geist geschliffen!

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Kurort in der Eifel, 6. Pflanzenkrankheit, 9. belgischer Badeort, 11. Biersorte, 12. mehrstimmiges Gesangswerk, 13. bei Homer: König von Troja, 14. braunschweigischer Höhenzug, 15. griechischer Buchstabe, 18. Ostseeinsel, 19. eine der drei Grazien.

Senkrecht: 1. Kleiner Singvogel, 2. flüssiges Fett, 3. Stadt an der Oder, 4. Bodensenke, 5. Belanglosigkeit, 7. griechisch-römischer Gott, 8. Windstille, 10. ehrgeiziger Mensch, 16. weibliches Haustier, 17. Note.

Skat-Aufgabe Nr. 7

Vorhand V. hatte bei 55 gepaßt, nachdem er mit folgenden Karten ein Grün (Pik) spielen wollte: 2 Eichel (Kreuz) 0 Augen, 6 Grün (Pik) 17 und 2 Schellen (Karo) 14 Augen. Mittelhand M., der weiter reizte, fand im Skat gut passend zu seinem Eichel-(Kreuz-)Spiel: Eichel Ober (Kreuz Dame) und Grün Daus (Pik As). Er hat jetzt folgende 12 Karten: Eichel Unter (Kreuz Bube); Grün Unter (Pik Bube); Rot Unter (Herz Bube); Schellen Unter (Karo Bube); Eichel Daus, Ober, 8 (Kreuz As, Dame, 8); Grün Daus (Pik As); Rot (Herz) 8, 7; Schellen Ober, 8 (Karo Dame, 8). Er spielt nunmehr ein Eichel (Kreuz) mit 5, das er beim 3. Stich verliert. Die Gegner (Hinterhand H.) machen den 1. Stich mit 31, den 2. mit 21 und den 3. mit 14 Augen. Was hat M. gedrückt, was zog V. an und wie war der Verlauf der ersten 3 Stiche?

Einfügrätsel

Rauch — Kralle — Mandat — Schrot — Urzeit — Kanne — Bürokrat — Küstrin — Pfad.

In jedes der obenstehenden Wörter ist ein Buchstabe einzufügen, so daß neue sinnvolle Wörter entstehen. Die eingefügten Buchstaben nennen, fortlaufend gelesen, eine Ordensburg der NSDAP.

Ein Zeichen mehr

Scherz — Meile — Kamera — Saal — Pavia — Dach — Lei — Magd — Thor — Wal.

Jedem der obenstehenden Wörter ist ein Buchstabe anzufügen, so daß neue sinnvolle Wörter entstehen. Die angefügten Buchstaben nennen, fortlaufend gelesen, einen Schmetterling.

Rösselsprung

herr	an	ſchu	tun	mit	ſel	wol	gnä	ſer	hart	ten	uns	wir	ſee
	ger	gott	das	re	dig	wor	und	len	hör	ſind	le	nun	
mann	de	hard	ber	ſtark	wir	un	ten	be	mach	karg	die		

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer, gleiche Karos bedeuten immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die — in die runden Felder eingesetzt — die senkrechten und waagerechten Rechenaufgaben richtig lösen.

Kapselrätsel

Ferienziel - Leinsaat - Steinkauz - Notanker - Zitadelle - Kaukasus - Kellerassel - Ornament - Sirene - Achterdeck - Erechtheion.

In jedem der obenstehenden Wörter ist in zusammenhängenden Buchstaben ein kleineres Wort enthalten. Die Anfangsbuchstaben dieser Kapselwörter nennen, fortlaufend gelesen, eine sportliche Veranstaltung.

Auflösungen aus Nr. 1

Zum neuen Jahr: Sense, Leiter, Ente, Gurke, Rute, Hut, Sense, Hase, Sense, Leiter, Turm, Stein, Esel, Jäger, Hase, Hahn, Rübe.

Silbenrätsel: 1. Notenkopf, 2. Ironie, 3. Ecker, 4. Mundharmonika, 5. April, 6. Nimbus, 7. Dutzend, 8. Undine, 9. Rüdesheimer, 10. Taubenblau, 11. Eisenbeton, 12. Ingeborg, 13. Lagune, 14. Taschendieb, 15. Stradivari, 16. Catull, 17. Handstand, 18. Apfelsine, 19. Elektrizität, 20. Reneklode. — Niemand urteilt schaerfer als der Ungebildete.

Bilderrätsel: Neuguinea.

Immer das Gegenteil: Gewinn, Alltag, Mangel, Bejahung, Regel, Insel, Nachteil, Ursache, Saat. — Gambrinus.

Skat-Aufgabe Nr. 6: Gefährlich konnten weder Grün (Pik) noch Rot (Herz) dem Spieler in Hinterhand werden, da er stets unter den restlichen Karten dieser Farben bleiben konnte. Gefährlich erscheinen jedoch Schellen Unter, 7 (Karo Bube, 7), da noch von dieser Farbe 8, 9, 10 unter den Unter (Buben) gehen. Da aber H. siegessicher ist, muß er demzufolge zwei Karten dieser Farbe gedrückt haben, also Schellen (Karo) 8 und 9 oder 8 und 10 oder 9 und 10.

Hauptschriftleiter: B. Overhues (im Wehrdienst). Stellv.: K. Fischer. Graph. Gestaltung: H. Dassel (alle in Berlin). Verlag „Die Wehrmacht" K.-G. Fernruf 174721. Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. Alleinauslieferung und Anzeigenverwaltung: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin, SW 68, Schützenstr. 18/25. Anzeigenpreisliste Nr. 14 vom 1. 3. 1942. Verantw. f. Anzeigen Dr. H. Harff (im Felde), i. V. H. Putz, Neuenhagen b. Berlin. Rotations-Kupfertiefdruck: Wilhelm Herget, Stuttgart, Reinsburgstrasse 14. Einzelpreis: 25 Rpf. Bei Botenzust. 3 Rpf. Bestellgeld. Postbezugspr.: Mntl. 55 Rpf. zuzügl. 4 Rpf. Bestellgeld.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0019
gefördert durch Baden-Württemberg

Im Raum um Toropez

Wie schon im vergangenen Winter versuchen die Sowjets auch jetzt wieder in Gegenangriffen an verschiedenen Stellen der Front im Osten verlorengegangenen Boden zurückzugewinnen. Im Raum um Toropez — wie der OKW-Bericht fast täglich meldet — stehen deutsche Soldaten seit Wochen in schweren Abwehrkämpfen mit den Sowjets. Oben: Kradmelder im Schneesturm auf dem Weg nach vorn. Links: Grenadiere gehen nach einem zusammengebrochenen sowjetischen Angriff zum Gegenangriff vor. Rechts: Panzer und Sturmgeschütze bahnen ihnen den Weg. Unten: Gefangene werden nach hinten gebracht

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Beisel, Hermann, Büschel (2)

Bangel & Schmitt
(A. Wolff)
Universitätsbuchhandlung
HEIDELBERG, Anlage 8

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0020

gefördert durch
Baden-Württemberg